Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

174 (29.7.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 172

Visual Library

Nr. 172. **Karlsruhe, Donnerstag, den 29. Juli** **1897.**

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Arbeitskraft. (26)

Roman von Doris Freiin v. Spättgen.

(Nachdruck verboten.)

In ihrer raschen Art war die Genannte eingetreten, allein merkbar zögernd am Eingange stehen geblieben. Den Vetter hatte sie allerdings nicht im Speisezimmer erwartet.

„Ich habe den armen Grafen Rheinsberg vom Hungertode errettet", scherzte lachend die Erzieherin, indem sie aufgestanden war und ihren Zögling schnell heranzog.

Jobst hatte sich gleichfalls erhoben und schüttelte dem jungen Mädchen vertraulich die Hand, dabei sagte er mit ausstrahlendem Blicke:

„Sie sehen aus, als ob Sie heute schon viel Gutes vollbracht hätten, Cousinchen!"

„Aha — Dietzchen hat aus der Schule geplaudert. Warten Sie nur", drohte Ruth der Gouvernante mit dem Zeigefinger, wobei das hübsche Gesicht von tiefer Röte überflutet wurde. In etwas verlegener Hast wandte sie sich dem Frühstückstische zu und meinte ablenkend:

„O, nun habe ich aber Appetit! Wie nett, daß wir zusammen Thee trinken können. Jetzt ist es auch noch still und gemütlich; nachher, wenn die vielen Menschen und die Jungens kommen, versteht man sein eigenes Wort nicht mehr", fügte sie lachend hinzu, daß ein paar niedliche Grübchen sichtbar wurden.

„Das ist auch meine Ansicht, Cousinchen! Darf ich Ihnen diesen exquisiten Kuchen präsentieren?" kam es eben so schalkhaft aus des Grafen Munde.

„Das ganze, große Brett? Nein, um Gotteswillen nicht, es wiegt wenigstens 20 Pfund!" rief sie, und warf den Kopf übermütig zurück.

„Würden Sie dann vielleicht ein Stück davon aus meiner Hand entgegennehmen, Ruth?" fragte er mit raschem Blick in ihr abermals heißerglühendes Gesicht.

Das junge Mädchen sah bildhübsch aus an diesem Morgen. Die lose Blouse von hellblauem Flanell ließ ihre Gestalt etwas breiter und vollkommener erscheinen, doch der knapp zusammengeschnallte gelbe Ledergurt zeigte die Zierlichkeit und Biegsamkeit der schlanken Figur. Heute entbehrte das Köpfchen auch der modischen Haarfrisur; nach altgewohnter Weise hing der lange, blonde Prachtzopf über den Rücken herab, während die durch den Gang in's Freie sich widerspenstig sträubenden Löckchen die weiße Stirn umkräuselten.

Ruth entgegnete kein Wort und, ohne aufzuschauen, griff sie nach dem ihr dargereichten Kuchenstück, wobei beider Hände sich leicht berührten.

„Zu meiner größten Ueberraschung höre ich, daß Sie im Januar das Vaterhaus verlassen wollen, Ruth", sagte er halb leise. Fräulein Dietz, welche ein Stück von ihnen entfernt saß, sprach dem Frühstücke tapfer zu.

„Wollen?" Zum erstenmale traf ihn ein längerer voller Blick; dabei bemerkte er, daß sich etwas wie herber Trotz in den grauen Sternen spiegelte.

„Ich will durchaus nicht, aber ich muß, Vetter", kam es in rührender Offenheit über die rosigen Lippen.

„Soll ich mich einmal bei Papa und Mama für Sie verwenden? Ich meine, daß dieser Kelch an Ihnen vorüber ginge, Ruth. Vielleicht gelänge es mir, das zu erreichen."

„Sie?" Schreck und Entzücken malten sich auf dem süßen Gesicht und das leise Aufdämmern einer Ahnung zog plötzlich an ihrem Geiste vorbei. Die kleinen Finger, welche die Tasse umschlossen hielten, zitterten so heftig, daß sie genötigt war, dieselbe auf den Tisch zu setzen.

„Fräulein Dietz, Komtesse Emmy lassen um den Schlüssel zum Mahagoni-Schranke bitten!" Mit diesen Worten hatte ein Diener das Zimmer betreten und die Gerufene verschwand alsbald.

Allein weder Ruth noch Jobst schienen diesen kleinen Zwischenfall beachtet zu haben. Nicht mehr zurückzudrängende Leidenschaft im Blick schauten beide sich an.

Dem kindlichen Mädchen, welches die eigenen Empfindungen bisher so tapfer bekämpft, war es plötzlich zu Mute, als habe sich ihr ein goldenes Thor erschlossen, — ein Thor, hinter dem Glück und Seligkeit vor ihrem Geiste sich versteckt gehalten.

War denn das liebe Christkindlein abermals zur Erde niedergeschwebt, um die schönste, herrlichste Ueberraschung für sie — sie ganz allein zu bescheren?

„Ruth, nicht wahr, ich bin ein Verblendeter — ein großer Narr, daß ich mich Gedanken — Wünschen hinzugeben wage, die sehr — sehr anmaßend sind?" flüsterte Graf Rheinsberg der holden Nachbarin stockend in's Ohr; sein tiefes, weiches Organ verriet dabei einen ganz veränderten Klang.

Das von Purpurglut übergossene Mädchen wurde indeß der Antwort überhoben, da die Kadetten in's Zimmer gestürmt kamen. In ruhiger, selbstbewußter Haltung folgte ihnen Ria, welche überraschten, fast zornigen Blickes nach dem am Tische sitzenden Paare hinüber sah.

Walter und Lothar aber waren rasch hinter Graf Rheinsbergs Stuhl getreten und riefen wie aus einem Munde:

„Donnerwetter, die beiden essen uns den ganzen Stollen auf!"

„Natürlich, Jungens, viel ist nicht mehr übrig! Warum kommt Ihr so spät!" scherzte Jobst, indem er seiner heftigen Erregung Herr zu werden bemüht war. Von Ria's Anwesenheit schien er noch gar nichts gemerkt zu haben.

Ruth hatte sich über ihre Tasse gebeugt, und schlürfte mit wahrer Todesverachtung den heißen Thee.

Erstere, tadellos frisiert, in chiker, kleidsamer Morgentoilette, schlug die Arme unter und lächelte malitiös, indem es herb und spöttisch über die Lippen kam:

„Guten Morgen, Vetter! Natürlich wieder in Gesellschaft

der Jüngsten! Vielleicht hätte es Ihnen Vergnügen gemacht, Ihren Thee heute einmal in der Kinderstube zu trinken!"

Der Angeredete war aufgesprungen und verneigte sich tief.

„Kinderstube? Allerdings, gnädigste Cousine; ich habe von jeher eine besondere Passion für Kinderstuben gehabt!" entgegnete er schlagfertig in beißendem Humor.

Aber Graf Rheinsberg war viel zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um wahrzunehmen, daß Ria totenbleich geworden und die Flügel ihrer feinen Nase bebten.

Graf und Gräfin Brandenfels, Tassilo und die übrigen Gäste des Hauses traten nach und nach ins Zimmer, worauf sich bald eine laute, allgemeine Unterhaltung entwickelt hatte.

Unbemerkt — das heißt, ein Augenpaar folgte ihr dennoch bis zur Thüre — war Ruth hinaus geschlüpft.

Wie auf Windesflügeln getragen flog die schlanke Gestalt hinauf nach der von Ria verspotteten Kinderstube. Dort drückte sie die Hände gegen das wild klopfende Herz und sank in einen Stuhl.

O Gott, war das auch wirklich kein Traum? Tief im Busen, sowie man ein Heiligtum vor profanen Blicken versteckt, hatte Ruth ihre Neigung zu ihm, dem edelsten, herrlichsten der Männer, scheu verborgen gehalten, in klageloser, stummer Resignation sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß diese hoffnungslos und unerwidert blieb. Was fragte er nach ihr, dem Backfischchen, dem enfant terrible, wie Mama einst im Scherz zu Jobst gesagt? War er denn nicht Rias wegen hierher gekommen? Ein jeder im Hause wußte das und die schöne Schwester machte auch gar kein Geheimnis daraus. — — —

Hoch und leidenschaftlich wogte die junge Brust. Ob die blinden Leute sich doch nicht täuschten? Nicht Ria, sondern sie selbst hatte er die letzten Tage oft so seltsam tief und innig angeblickt, daß ihr das heiße Blut vom Herzen nach dem Haupte wallte! Und heute — Barmherzigkeit! So kindisch war sie nun doch nicht mehr, den Sinn seiner Worte falsch zu deuten!

Wie ein wildes Jauchzen entschlüpfte es dem rosenroten Lippenpaar und rasch zählte sie an den Knöpfen ihrer Blouse ab:

„Er liebt mich — er liebt mich nicht, er liebt mich — er liebt mich nicht! Hurra — er liebt mich!!"

16. Kapitel.

Behutsam öffnete Gertrud Wenkhard die Thür von Frau Christa's Schlafgemach und trat leise ein.

In dem breiten Himmelbette, dessen seidengebauschter Baldachin durch vergoldete Amoretten graziös zurückgerafft wurde, lag die Mutter noch im festen, tiefen Schlafe. Der Kopf mit dem halb gelösten blonden Lockengeringel war seitwärts geneigt, die reizenden Hände waren über der Brust gefaltet. Ein Ausdruck von heimlich getragenem Gram, den die Tochter vorher noch niemals wahrgenommen, breitete sich über das bleiche, aber fast kindlich anmutige Gesicht.

In ehrfurchtsvoller Scheu ließ Gertrud ihre Blicke durchs Zimmer schweifen. Darin stand und lag noch alles genau wie zu des seligen Vaters Zeiten.

Kein Möbel war von der Stelle gerückt; Frau Wenkhard hatte darüber in wahrhaft rührender Pietät gewacht. Dort, auf dem Nachttisch, am Lager des Verstorbenen, stand noch der silberne Leuchter mit dem herabgebrannten Licht, das Streichholzbüchschen, der Uhrständer, wie dieser all jene Dinge zum letztenmale benutzt. Und dennoch — — — — —

Ein krampfartiges Zittern befiel des jungen Mädchens kräftige Gestalt und unfähig, sich länger aufrecht zu halten, sank es in die Kniee nieder, schluchzend das Antlitz in die Polster eines Lehnsessels verbergend.

Wo — lag der Schlüssel zu jenem Rätsel, worüber sie sich seit des Vaters jähem Tode das Hirn zermarterte? Ein trauriges Geheimnis hatte sie monatelang mit sich herumgeschleppt. Wie das Grab verschlossen war ihr Mund geblieben; all die Qualen von Ungewißheit und Angst mußte sie allein erdulden. Und diejenige, welche auf Schritt und Tritt zu bewachen sie sich zur Lebensaufgabe gestellt, sie konnte lachen, scherzen und Freude finden an eitlem Tand.

„O Mutter, Mutter, warum hast Du mir das gethan!" kam es leise stöhnend über der Fassungslosen Lippen.

Gerade jene Erinnerungen an des Vaters Tod waren es ja, die sie stets verfolgten; ihrer Jugend die Harmlosigkeit und den Frohsinn raubten. Fast grollte sie dem Heimgegangenen, sein unerfahrenes Kind mit einer solchen Last beschwert zu haben.

Anfänglich hatte sie Alles nur für einen irrigen Wahn — für das Delirium eines Fieberkranken gehalten — sie wollte, konnte nicht an Wahrheit glauben; dann aber war das in ihre Brust gelegte Samenkorn des Mißtrauens langsam aufgekeimt und immer höher und mächtiger zur verderbenbringenden Giftpflanze emporgewuchert.

Schaudernd gedachte Gertrud jenes Abends vor des Bruders Hochzeit im Alt-Steiner Schlosse, an dem die Mutter ihr Nichterscheinen bei dem Feste durch Unpäßlichkeit entschuldigen ließ. Fast nervenlähmend hatte sich ihre damals gemachte Entdeckung auf Gemüt und Willenskraft gelegt; aber in ihrem edlen, reinen Sinne sträubte sie sich mit wahrer Scheu dagegen, noch tiefer in der Mutter Geheimnis einzudringen.

(Fortsetzung folgt.)

Badische Dragoner im Feldzug 1806.

Wenn wir heute ein Dragoner-Regiment mit den lustig im Winde flatternden rot-gelben Fähnchen der Lanzen durch die Straßen unserer Stadt ziehen sehen, dann schlägt wohl jedes alte Soldatenherz höher beim Anblick der schmucken Reiter. Aber auch andere Ansichten hört ein aufmerksamer Beobachter äußern. Mancher spricht da von dem überhand nehmenden Militarismus, der das Volk aussauge und dem unnötigen Aufwand, den namentlich die Unterhaltung so vieler Pferde dem Lande verursache. Der nun schon über 25 Jahre dauernde Friede hat viele Leute daran gewöhnt, den Zustand behaglichen Lebensgenusses, unbesorgt um äußere Feinde, als etwas selbstverständliches anzusehen und damit alles, was für die Kriegsbereitschaft des Heeres verlangt wird, als eine unnötige Luxusausgabe zu betrachten.

Es giebt wohl keine bessere Wiederlegung solcher unbegründeter Anschauungen als ein Rückblick in die Zeit vor neunzig Jahren, da unser badisches Land, dem Rheinbunde angehörend, dem Willen des damals allgewaltigen Kaisers Napoleon sich beugen mußte. Aus politischen Rücksichten hatte der badische Erbprinz Karl sich mit der Adoptivtochter Napoleons, Prinzessin Stephanie Beauharnais vermählt und dadurch dem Lande manche Vorteile gesichert. Trotzdem mußte das durch die früheren Feldzüge und ständigen Truppendurchzüge ausgesogene kleine Land im Jahre 1806 3 Infanterie-Regimenter, 1 Fußbatterie mit 8 Geschützen und ein Detachement Husaren ausrüsten zum Kampf gegen deutsche Brüder.

Doch damit noch nicht zufrieden, drängte Napoleon auf Gestellung weiterer Truppen. Nur durch Zwangsrekrutierung, welche in einigen Landesteilen zu offenen Widersetzlichkeiten führte, konnten im November 1806 ein neues Infanterie-Regiment, ein Jägerbataillon, eine 2. Batterie zu 8 Geschützen und ein Dragoner-Regiment abmarschieren, welchen 2 Eskadronen Husaren folgen sollten.

Bezeichnend für das Elend der damaligen Zeit ist der Ausmarsch des am 15. November 1806 von Durlach ausrückenden sogenannten leichten Dragoner-Regiments unter Oberst v. Schmidt. Von den 444 Mann waren außer den 16 Offizieren nur 45 Unteroffiziere und Karabiniere beritten. Die übrigen marschierten zu Fuß, da genügend Pferde im Lande nicht mehr aufzutreiben waren. Napoleon hatte dem inzwischen zum Großherzog ernannten Markgrafen von Baden als Zeichen besonderer Huld 600 Beutepferde zum Geschenk gemacht, die in Berlin in Empfang genommen werden sollten. Bis dahin mußten die Dragoner zu Fuß marschieren, mit Säbel und Karabiner ausgerüstet, und mit Gamaschen und Schuhen bekleidet, während die Reitstiefel auf Wagen nachgefahren wurden. Die Mäntel blieben vorerst auch zu Hause, weil man keine Fahrzeuge, um auch diese nachzufahren, mehr auftreiben konnte, und wurden erst mitten im Winter nebst Winterstrümpfen und Handschuhen durch ein nachrückendes Jägerbataillon dem Regiment abgeliefert. — Die Husaren konnten überhaupt noch nicht abmarschieren, da deren Uniformen erst allmählich hergestellt werden mußten.

Major v. Heinrodt war nach Spandau vorausgeschickt worden, um die 600 Pferde in Empfang zu nehmen, erhielt aber nur 336. Er berichtet darüber an Markgraf Ludwig unterm 6. Dezember 1806 folgendes: „Mit wahrem Schmerz muß ich Euer Hoheit unterthänigst melden, daß die bis jetzt von mir übernommenen Pferde so elend sind und sich in einem so erbärmlichen Zustand befinden, daß ich für unsere arme Kavallerie verzweifeln möchte. Ich erhielt 336 elende, verhungerte, vertauschte, durchgängig bis zur Fäulnis gedrückte, zum Teil lahme oder blinde Pferde mit deutschen oder ungarischen Sätteln, die auch wohl ganz fehlen, mit wenigen schlechten Zäumen, ganz ohne Decken, Sattelkissen, Stallhalftern und Futtersäcken."

Auf Drängen des Major v. Heinrodt kamen 140 Mann Infanterie von Stettin vom bad. Regiment Markgraf Ludwig und verpflegten die Pferde bis zur Ankunft der Dragoner. Es krepierten bis dahin jedoch 34 Pferde. Nach weiteren 14 Tagen Pflege der Pferde marschierte das Dragoner-Regiment nach Stettin

kam aber dort nur noch mit 271 Pferden an, da 44 unterwegs krepiert waren.

Generalmajor v. Cloßmann berichtet am 1. Januar 1807 darüber an Markgraf Ludwig folgendermaßen:

„Einen traurigeren Anblick hat wohl schwerlich je ein Kavallerie-Regiment gewährt. Sämtliche in Potsdam von diesem Regiment übernommenen Pferde sind unter aller Schilderung elend, so daß von allen, die aus Karlsruhe mitgerechnet, nicht mehr als 62 dienstfähige ausgewählt werden konnten. Die übrigen 170 Stück, lauter abgetriebene, alte, elende Tiere, größtenteils Zugpferde, von denen man vor Druckwunden kaum die Farbe mehr erkennen kann, mußten an Stricken, Schritt für Schritt, wie bei einem Leichenzug, geführt werden ꝛc."

Bald nach dem Abmarsch des Dragoner-Regiments von Berlin trafen die beiden badischen Husaren-Eskadronen, ebenfalls zu Fuß, unter Major v. Cancrin in Spandau ein. Da für diese keine Pferde mehr vorhanden waren, setzten sie zu Fuß ihren Marsch nach Stettin fort und langten dort am 4. Jan. 1807 an.

General von Cloßmann, von der Ansicht ausgehend, daß eher Dragoner, als Husaren Dienst zu Fuß thun könnten, ordnete an, daß die Husaren mit 200 Pferden und zwar mit den brauchbarsten beritten gemacht werden sollten und es verblieben dem Regiment (außer den Pferden der schon beim Ausmarsch berittenen 40 Unteroffiziere) nicht mehr als zehn Stück. Hiermit wurde ein Detachement Dragoner unter Rittmeister v. Schimmelpennink beritten gemacht und dem Husarenkorps zugeteilt. Der Hauptteil des Dragoner-Regiments wurde in Stettin mit Infanterie-Gewehren und Bajonetten ausgerüstet, behielt Schuhe und Gamaschen und wurde in der Folge zum Eskortieren, Bewachung des Artillerie-Parks und bei späteren Belagerungen auch zu schweren Schanzarbeiten verwendet.

Es ist ein Beweis für die Tüchtigkeit der Offiziere und Mannschaften, daß dieselben trotz dieses mehr als mangelhaften Pferdematerials schon Ende Januar in der Lage waren, bei der jetzt beginnenden Cernierung Colbergs gegen die Reiterei des Schill'schen Korps in mehreren Vorpostengefechten thätig einzugreifen, wobei es zu vielen Verwundungen kam. Im Gefecht bei Lunau und Mühlberg attakierten sogar die badischen Husaren und das Dragoner-Detachement die preußische Reiterei, warf sie, nahm ihr 3 Gefangene ab und verfolgte dieselbe bis Dorf Domeran. Bei der nun folgenden Belagerung Danzigs konnte die badische Reiterei nur insofern thätig sein, als die Dragoner zu Fuß Dienst in den Trancheen thaten. Auch bei der Belagerung Stralsunds war es ähnlich und auch nach der Uebergabe der Festung durch die Schweden war harter Dienst das Los der Dragoner.

Endlich, am 13. November 1807, erfolgte der Abmarsch von Stettin aus in die Heimat, wo die Husaren-Eskadronen am 24. Dezember in Karlsruhe einrückten, während das Dragoner-Regiment zu Fuß, wie es ausmarschiert war, am 26. Dezember 1807 seine Garnison in Bruchsal wieder bezog.

Trotzdem das Dragoner-Regiment, welches während des 1¼ Jahre dauernden Feldzuges unberitten war, und dabei doch zu den schwersten, oft ganz ungeeigneten Diensten herangezogen wurde, blieb die Disciplin eine gute, obwohl, nach den Berichten des Obersten v. Schmidt, die Stimmung im Regiment oft an Verzweiflung grenzte. Denn dasselbe hatte außer dem, nur von einem Kavalleristen ganz zu würdigenden niederdrückenden Gefühl, statt flott zu reiten, stets zu Fuß gehen zu müssen, auch noch den Spott der andern Regimenter, namentlich der Franzosen, zu tragen.

Möchte die Erinnerung an diese Schmach, die brave Söhne unseres Badnerlandes im Dienst einer Fremdherrschaft erdulden mußten, der jetzigen, einem vielleicht unverhofft endigenden Frieden vertrauenden Generation eine Mahnung sein, das Schwert stets scharf und das Heer gerüstet zu halten.

Julius Hoeck.

Der goldene Hochzeitstag des Altreichskanzlers.

(Zum 28. Juli.)

In dem dämmerigen Schatten seiner Eichen und Buchen erinnert sich heute Fürst Bismarck in Wehmut an den frohen Tag, der heute im Jahreswechsel zum fünfzigsten Male wiederkehrt, der Tag seiner Hochzeit mit Johanna v. Puttkamer. Er feiert ihn allein, denn die Begleiterin seiner gefährlichen Pfade, die ihn, den pommer'schen Landjunker, bis auf die länderüberragende Höhe führten, auf welcher heute der Fürst steht, hat ihn vor 3 Jahren verlassen; es war der erste Schmerz, den sie ihm in 47 Jahren bereitete und der härteste Schlag, der den Greis inmitten der Bitternisse traf, mit welchen ihm Vaterlandslosigkeit und Knechtessinn den Rest seines Lebens zu vergällen trachteten.

Unter dem Zeichen der alten lustigen Hochzeitsregel „eine Hochzeit schleppt die andere" hat der tolle Junker Otto um Johanna gefreit; Moritz von Blankenburg, Bismarcks Jugendfreund, war unrettbar in die Stricke von Frl. Marie v. Thadden gefallen, Bismarck war Brautführer, Johanna v. Puttkamer Brautjungfer; ihre stille Schönheit, welcher jedoch Klarheit und Klugheit nicht fehlten, blieb in seinen Gedanken haften, als er, vom Hochzeitsschmause zurückkehrend, wieder auf seinen Gütern herumritt. Im Juni 1846 gingen die Blankenburgs auf Reisen; Johanna v. Puttkamer ging mit, folgend einer Einladung ihrer Freundin Marie v. Blankenburg; Blankenburg aber hatte Otto v. Bismarck geladen, man merkt ordentlich, wie die kleine ehestiftende Hand der Frau Marie in der Weltgeschichte herumstochert. Hoch oben auf der Roßtrappe sprach sich die Liebe der beiden zum erstenmale aus; unter dem Rauschen der Tannen warb er um sie. Mit der schnellen entschlossenen Art, die man an ihm gewohnt ist, war sein Plan fertig und ausgeführt. Nur seine ihm sehr ans Herz gewachsene Schwester erhält vorher eine kurze Notiz, mit der Windeseile seines stürmischen Temperamentes fährt er von Pommern nach Reinfeld. In seiner wunderbaren Laune und Treffsicherheit schildert er in einem Briefe an seine Schwester diese Reise.

„Malinka, ich zeige Dir nunmehr alles Ernstes meine Verlobung an, die kein Geheimnis mehr ist. Ich erhielt in der vorigen Woche einen Brief von hier, der mir freistellte, herzukommen und die Antwort hier zu hören. Am Montag früh kam ich durch Angermünde, fuhr spurlos durch Naugard und Dienstag, den 12., um Mittag war ich verlobt. Alles Nähere, das maßlose Erstaunen der Kassuben, von denen die, welche nicht gleich rundum überschlugen, noch immer haufenweis auf dem Rücken liegen, den Verdruß der alten Damen, daß auch keine sagen kann: ich habe eine Silbe davon geahnt u. s. w., will ich Dir mündlich erzählen. Einstweilen bitte ich nur Dich und Oskar, Euch in wohlwollende Verfassung für meine zukünftige Frau zu setzen, die Dir selbst noch schreiben wird. Reinfeld liegt hier dicht bei Polen, Bütow ist die nächste Stadt, man hört die Wölfe und die Kassuben allnächtlich heulen, und in diesem und den sechs nächsten Kreisen wohnen 800 Menschen auf der Quadratmeile; polish spoken here. Ein sehr freundliches Ländchen. Herzliche Grüße an O. Reinfeld, 16. 1. 47. Dein treuer Bruder Bismarck."

Am 28. Juli 1847 fand die Hochzeit statt.

Was auf dem Grabstein der Friederike Brion eingegraben steht: „Auf Dich fiel einst ein Strahl der Dichtersonne", das gilt auch von Johanna von Puttkamer. An der Hand dieses Riesengeistes ist sie zu den sonnenbeglänzten Höhen geklommen, auf denen die Menschen nicht mehr vergessen werden. Aber wie Otto v. Bismarck in seiner kernigen, niederdeutschen, ursprünglich eckigen Art, einen volkstümlichen Gegensatz zu dem klassisch überzogenen, harmonisch abgeschliffenen Geh. Rat von Goethe bildet, so ist seine Liebe zu Johanna von Puttkamer eine andere, als die des jugendlich schwärmenden Wolfgang; ihm ist die Liebe die Grundlage der familiengründenden Ehe, in welcher er von den Stürmen der Jugend ausruht und für die Kämpfe der Zukunft neue Kräfte sammelt. Und sie, seine so sehr geliebte Frau, steht nicht unter ihm dunkel und schmucklos, wie ein ausgestorbener Planet, den nicht der Glanz seiner Sonne bestrahlt, sondern als ebenbürtige Gattin erfüllt sie die Pflichten und Rechte der deutschen Frau, sie steht neben ihm in gegenseitiger und gleicher Achtung und Liebe mit ihm verbunden, sie ist ihm, dem gewaltig durch den Völkerwald brechenden Helden, wie er noch nach 16 langen Jahren des Eheglückes von Gastein aus schrieb, sein „Sonnenschein", den sie in sein „wüstes Jugendgesellenleben" brachte.

Wenn Bismarck kein so großer Staatsmann geworden wäre, so wäre er ein großer Dichter geworden, seine Briefe sind Poesie und in ihnen hat er auf seine Weise Johanna v. Puttkamer besungen, wie Goethe seine Friederike; seine zum Teil schon veröffentlichten Briefe an sie atmen eine solche Summe von Glück und Liebe, daß man die Unverfälschtheit jedes Wortes fühlt, wenn er, der Besieger dreier Länder und der Gründer des mächtigsten Reiches, auf der Höhe seines Ruhmes ausruft: „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat." (Rhein.-Westf. Ztg.)

Vergiftung durch Fleischgenuß.

* Kalk, 26. Juli. Es herrscht hier große Erregung über verschiedene durch den Genuß von gehacktem Rindfleisch hervorgerufene Vergiftungsfälle. (Wir haben darüber bereits im heutigen Morgenblatt berichtet.) Dem „Köln. Lok.-Anz." entnehmen wir nunmehr die folgenden Einzelheiten: „Am 20. d. M., vormittags, wurde von Dr. med. Reipen von hier die erste schriftliche Mitteilung bei der hiesigen Polizeibehörde gemacht, daß die Witwe Duckscheid und deren 9 Jahre alter Sohn an Wurstvergiftung erkrankt seien und der Hospitalpflege bedürften. Sofort wurden Wurstproben von dem Metzger, von dem die Erkrankten die Wurst bezogen, entnommen und zur Untersuchung zweien Sachverständigen übergeben. Am Nachmittag desselben Tages teilte dann Dr. med. Schulte mit, daß der Wirtschaftsverwalter Leh an Brechdurchfall und Vergiftungs-Symptomen bedenklich erkrankt sei; die Erkrankung sei wahrscheinlich auf den Genuß von rohem, gehacktem Rindfleisch zurückzuführen, welches Leh gegessen habe. Der Polizei-Kommissar stellte fest, daß das Fleisch am 18. d. Mts. von dem Metzger Adolf Esser gehackt geliefert und von Leh am selben Nachmittag gegessen worden sei. Noch in der Nacht traten Krankheitserscheinungen auf. Auch ein 11 Jahre altes Mädchen der Eheleute Leh, sowie ein Kostgänger derselben, hatten eine Kleinigkeit von

dem Fleische genossen und waren leicht erkrankt. Esser behauptete, das Fleisch rühre von einer am 15. d. M. geschlachteten Kuh her, die er von dem Ackerer Kratz zu 217 M. gekauft habe. Das Fleisch für Leh habe er selbst am Sonntag Nachmittag gehackt und ihm kein Konservierungsmittel zugesetzt. Er habe indes am Freitag Nachmittag durch seinen erwachsenen Sohn Max eine Quantität Hackfleisch im Gewicht von 5½ Kilogramm präparieren lassen, welches bereits am Sonntag Nachmittag ausverkauft gewesen, dem wie gewöhnlich Konservierungssalz zugesetzt worden sei. Alsdann wurde durch Vernehmung der Witwe Duckscheid festgestellt, daß diese, sowie ihre vier Kinder, außer der Wurst gleichfalls rohes Hackfleisch, welches von Esser gekauft, genossen hatten. Die Witwe Duckscheid, sowie ein 17 Jahre alter Sohn, die am meisten von dem Hackfleisch gegessen, waren schwer, die drei Kinder, welche nur eine Kleinigkeit von dem Fleische zu sich genommen, waren leicht erkrankt. Am selben Abend und am andern Morgen wurden noch weitere erkrankte Personen festgestellt, die auch von Esser bezogenes Fleisch genossen hatten. Hierüber wurden eingehende Verhandlungen aufgenommen und diese am 21. d. M. der Staatsanwaltschaft eingereicht. In den Verhandlungen ist festgestellt, daß die erkrankten Personen das von Esser bezogene Fleisch teils roh mit und teils ohne Konservierungsmittel, sowie auch teils in gekochtem Zustande genossen hatten. Nur einige der Erkrankten wollen dem Fleisch etwas angesehen, die Mehrzahl indes will nichts Außergewöhnliches bemerkt haben. So viel festgestellt, sind bis jetzt nach Genuß des fraglichen Fleisches erkrankt: 15 Männer, 12 Frauen, 9 Kinder. Nach dem Gutachten der Sachverständigen über die Wurst befinden sich in ihr keine schädlichen Bestandteile, wohl ein Mehlzusatz von 6%; somit dürfte angenommen werden, daß die Ursache der Erkrankungen wahrscheinlich auf den Genuß des Fleisches von p. Esser zurückzuführen ist. Wirtschaftsverwalter Leh ist gestorben. Die übrigen Erkrankten befinden sich, nach Aussage der Aerzte, außer Gefahr. — Später starb, wie von anderer Seite gemeldet wird, ein zweiter Familienvater.

Verschiedenes.

Auf dem Fahrrad zum Nordpol. Fast unglaublich klingt der Gedanke, daß der Nordpol auf dem Fahrrade aufgefunden werden könnte und mancher schüttelt wohl den Kopf über ein solch tollkühnes Unternehmen oder lächelt ungläubig über die „hirnverrückte Idee". Allein „Auf zum Nordpol!" ist am Ende des 19. Jahrhunderts die Parole, und wenn es nicht mit Schiff oder Luftballon geht, nun, dann giebt es nur noch ein Mittel — das Rad! Mit diesem, schon von mehr als einem Schriftsteller zu einer Humoreske ausgebeuteten Thema soll es nun am Ende noch Ernst werden. Es soll nämlich ein Reisebegleiter des weltbekannten Lieutenants Peary, Mr. Hugh Lee, ein vorzüglicher Kenner der Verhältnisse des hohen Nordens, diesem Gedanken allen Ernstes nahe getreten sein und sich einem Interviewer gegenüber, dem „D. R. B." zufolge, darüber folgendermaßen geäußert haben: „Der Gedanke, den Nordpol mit der Maschine zu erreichen, ist nicht halb so unpraktisch, als derselbe im ersten Augenblicke erscheint, denn die immensen Eisfelder in den arktischen Regionen eignen sich ganz gut zur Anwendung des Fahrrades. Das Wasser gefriert in diesem Teil der Welt eben ganz wie in unseren Gegenden, und die Salzkrystalle des Eises geben diesem eine Oberfläche, welche eine sehr große Aehnlichkeit mit einer Kiesrennbahn besitzt, so daß die Gefahr des seitlichen Abschlüpfens der Maschine, im Allgemeinen gesprochen, fortfällt. Als ich mit Lieutenant Peary auf seiner langen und denkwürdigen Reise über die Eisfelder Grönlands Teil nahm, wünschte ich mir sehr oft mein Zweirad herbei und wenn ich wieder eine Nordpolexpedition mache, nehme ich jedenfalls einige Maschinen mit mir." Von dem Interviewer befragt, ob es vielleicht möglich sein würde, den Nordpol auf dem Fahrrade zu erreichen, antwortete Mr. Lee: „Wenn der Gedanke, welchen Lieutenant Peary gehabt hat, und welchen derselbe jetzt zur Ausführung bringen wird, nämlich den, eine Vorratsstation auf der nördlichsten Spitze der nördlichsten Insel des Polarmeeres einzurichten, in das Werk gesetzt wird, so befindet man sich nur noch 359 englische Meilen vom Nordpol entfernt und wenn, wie man anzunehmen wohl einigen Grund hat, die Eisfläche sich in ununterbrochener Weise von dort bis zum Nordpol hinzieht, so könnte man diese Reise hin und zurück in ungefähr einer Woche zurücklegen." Mr. Lee fuhr dann in seinem hochinteressanten Vortrage fort: „Der Mundvorrat für eine solche verhältnismäßig kurze Zeit wiegt nicht mehr als ungefähr 20 Pfund, beschwert die Maschine folglich nur wenig. Aber eine Gefahr ist bei dieser Sache, nämlich die: wenn die Maschine unterwegs zusammenbrechen würde, so hätte der Radfahrer nicht Mundvorrat genug bei sich, um sich die lange Zeit genug zu nähren, bis er zur Station auf der nördlichsten Insel des Eismeeres zurückkehren könnte. Allein diese Nordpolreise zu unternehmen, wäre ziemlich gefährlich, aber ein halbes Dutzend beherzter Männer würden sicher auf diese Weise zum Ziele gelangen, wenn weitere Stationen zwischen dem Lager auf der genannten Insel und dem Nordpol errichtet würden." Befragt, ob er sich des Preßluftreifens auf dieser Reise bedienen würde, teilte Mr. Lee mit: „Der Pneumatik in jenen Gegenden ist der überaus großen Kälte wegen vollständig wertlos, denn die niedrige Temperatur läßt auch den besten reinsten brasilianischen Gummi in Stücke zerfallen, das habe ich praktisch mit meinen Gummistiefeln durchgemacht und die Gummidecken, welche uns auf der letzten Expedition als Bettlaken dienen sollten, zerbrachen schon einfach durch das Gewicht des darauf schlafenden Mannes in mehrere hundert Stücke. Dem Gummipneumatik würde also das gleiche Schicksal zu teil werden, doch giebt es ja jetzt einige federnde Maschinengestelle, welche den Preßluftreifen entbehrlich machen. Ein Mann auf einem Fahrrade könnte auch ohne große Unbequemlichkeit als eine Art von Avantgarde bei einer Schlittenexpedition mit den arktischen Hunden dienen und hätte übergenug Zeit, um sich auszuruhen, bis die eigentliche Expedition nachkommt. Auf alle Fälle wird die Anwendung von Fahrrädern auf der nächsten zu unternehmenden Reise zum Nordpol ganz sicher zur Ausführung gebracht werden und wird jedenfalls enorm dazu beitragen, diesem nun schon so lange Zeit erstrebten Punkte endlich nahe zu kommen." Diese Ausführungen hören sich ganz interessant an, wir wollen aber nicht verhehlen, daß wir — auch wenn dies Interview sich bestätigt — über eine solche Verwendung des Fahrrads sehr skeptisch denken.

Schwäbisch-Bayrisches. In der Heilbronner Ausstellung findet sich an einem ausgestellten Faß folgender Vers:

Uffrichtig und gradraus,
Gutmütig bis dort naus,
Wenns sei' muß, au saugrob,
Dös ist der Schwob.

In den letzten Tagen schrieb nun ein „Münchener Kind" darunter:

A bisl raufen,
Recht viel saufen,
Frisch, froh und frei,
Beharrlich und treu,
Für'n König durchs Feuer,
Dös ist d'r Bayer.

Humoristisches.

Zeitungshumor. Ueber den Einzug des neuen Regenten von Detmold in Schieder geht den „Bremer Nachrichten" (Nr. 197) ein Bericht zu, worin auch die Besetzung der Wagen der Hofgesellschaft angegeben wird. Danach haben gesessen „im vierten fünf Hofdamen und Cavaliere". Augenscheinlich hat man einen Leiterwagen benutzt, was gewiß sehr zur Steigerung des Volksjubels beigetragen hat. — Die „Kasseler Allgemeine Zeitung" (Nr. 191) sagt in einem Artikel über die Heiratsaussichten des weiblichen Geschlechts in Deutschland: „Dagegen ist die Zahl der Wittwen in höheren Lebensaltern wieder größer bei den Frauen als bei den Männern." Das ist unzweifelhaft richtig, aber auch so selbstverständlich, daß es gar nicht statistisch festgestellt zu werden brauchte. — Die „Fürstenwalder Zeitung" (Nr. 164) schreibt: „Gelegentlich des Manövers des 5. französischen Husarenregiments unweit Danzig wurden bei einer Attacke ein Reiter getötet und fünf verletzt." Die Franzosen müssen sich stark verritten haben. — Die „Anhaltische Bürgerzeitung" (Nr. 83) teilt mit: „Magdeburg, 15. Juli. Anläßlich des fünfzigjährigen Dienstjubiläums des Generals der Kavallerie v. Hänisch, kommandierenden Generals des 4. Armeekorps, fand heute Abend auf dem Platz vor dem Generalkommando großer Zapfenstreich der ganzen Garnison statt. Der Platz war durch Magnesiumfackeln erleuchtet. Eine außerordentlich große Menschenmenge wohnte dem Schauspiele bei. Morgen früh ist großes Lecken." Gemeint ist wohl das Siruplecken, das die Jugend bei Volksfesten mit Eifer betreibt. (Aus dem Briefkasten des Kladderadatsch.)

Litterarisches.

— Bade, Dr. E., Die künstliche Fischzucht nach dem neuesten Stand bearbeitet. Mit 2 Tafeln und 16 Abbildungen im Text nach Originalzeichnungen des Verfassers. (Madeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung.) Preis 1.50 M. — Heute wird noch lange nicht genug die wirtschaftliche Bedeutung der Gewässer gewürdigt. Viele Quellgräben, Bäche und Teiche liegen noch unbenutzt sich selbst überlassen; die Mehrzahl von ihnen enthält nicht einmal Fische, während fast alle ohne große Betriebskosten oft reiche Erträge an Fischfleisch liefern könnten. Diesen Punkt hat der Verfasser bei Abfassung dieses Büchleins hauptsächlich im Auge gehabt und sich dabei auf die fünf hauptsächlichsten Wirtschaftsfische beschränkt, diese jedoch in möglichster Ausführlichkeit dem Leser vorgeführt. Bei dem Teil, welcher die künstliche Fischzucht behandelt, sind alle brauchbaren Apparate beschrieben und zum Teil abgebildet, bei einem jeden seine Vor- und Nachteile angegeben, so daß Jeder, der die künstliche Fischzucht betreiben will, sich den Apparat auswählen kann, der für seine Zwecke am geeignetsten ist. Die Abfassung der Schrift ist kurz, bündig und lichtvoll.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße.